

Sarah Dessen  
About Ruby



© Jay Dessen

*Sarah Dessen*, geboren 1970, aufgewachsen in North Carolina, lebt mit ihrer Familie in Chapel Hill, North Carolina, und unterrichtet Creative Writing an der University of North Carolina. Sie ist eine der meistgelesenen Jugendbuch-Autorinnen in den USA und alle ihre Romane wurden vielfach preisgekrönt. Auch

in Deutschland wächst ihre Fangemeinde mit jedem Buch. Mehr über die Autorin unter [www.sarahdessen.com](http://www.sarahdessen.com). Weitere Titel von Sarah Dessen bei dtv pocket: siehe Seite 4.

*Gabriele Kosack*, geboren auf Nias (Indonesien), studierte in München Germanistik, Psychologie, Musikwissenschaft und besuchte in New York eine Schauspielschule. Heute pendelt sie als freie Autorin und Übersetzerin zwischen Köln und Essaouira (Marokko).

Sarah Dessen

# About Ruby

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Gabriele Kosack

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Sarah Dessen sind außerdem bei  
dtv pocket lieferbar:  
Crazy Moon  
Zu cool für dich  
Someone like you  
Zwischen jetzt und immer  
Just Listen  
Because of you  
Stop saying goodbye

Das gesamte lieferbare Programm von  
dtv junior und viele andere Informationen  
finden sich unter [www.dtvjunior.de](http://www.dtvjunior.de)



Neuausgabe  
2012 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
© 2008 Sarah Dessen  
Titel der amerikanischen Originalausgabe: ›Lock and Key‹,  
2008 erschienen bei Viking Children's Books  
This edition published by arrangement with Viking Children's Books,  
a member division of Penguin Young Readers Group,  
a member of Penguin Group (USA) Inc.  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2010 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlaggestaltung: Marion Sauer  
unter Verwendung eines Fotos von Jan Roeder  
Gesetzt aus der Goudy Old Style 10,25/12,75  
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-78267-8

## Kapitel eins

»Und zu guter Letzt die Hauptsache«, meinte Jamie, während er eine weitere Tür öffnete. »Dein Zimmer!«

Ich hatte mich auf Rosa gefasst gemacht. Rüschen, Quilts, eventuell sogar ein paar putzige Applikationen. Was wahrscheinlich etwas unfair war; andererseits kannte ich meine Schwester im Grunde nicht (beziehungsweise nicht mehr), geschweige denn ihren Geschmack in puncto Inneneinrichtung. Außerdem verfare ich eigentlich immer so: Bei Leuten, die ich nicht kenne, gehe ich erst einmal und automatisch vom Schlimmsten aus. In der Regel enttäuschen sie einen nicht, weder die Fremden noch – das nur am Rande erwähnt – diejenigen, die man am besten zu kennen glaubt.

Doch die erste Farbe, die mir ins Auge stach, war Grün: durch ein riesiges Fenster, vor dem nicht weit entfernt hohe Bäume standen, die Garten und Haus von den nächsten Nachbarn abschirmten. Alles war groß, da, wo meine Schwester und ihr Mann Jamie wohnten: von den Häusern über die Autos bis hin zu der Steinmauer, die man als Erstes sah, wenn man in das Viertel hineinfuhr; sie bestand aus dermaßen gigantischen Felsbrocken, dass man sich unwillkürlich fragte, wie sie überhaupt dorthin geschafft worden waren. Eine Art Stonehenge, bloß in der Vorstadt. Krass.

Mitten in diesen Gedanken hinein fiel mir plötzlich auf, dass wir uns nach wie vor im Flur befanden, hintereinander aufgereiht, als stünden wir im Stau. Jamie, unser Führer auf dieser kleinen Tour, war irgendwann zur Seite getreten, so dass ich nun vor den beiden anderen im Türrahmen stand. Offensichtlich wollten sie, dass ich als Erste eintrat. Also tat ich ihnen den Gefallen.

Das Zimmer war – groß, klar. In der Tat. Die Wände cremefarben. Unter dem riesigen Fenster, das mir zuerst aufgefallen war, befanden sich noch drei weitere, vor denen allerdings cremefarbene Jalousien hingen. Rechts von mir stand ein Doppelbett mit einem gelben Plumeau, farblich darauf abgestimmten Kissen und einer ordentlich zusammengefalteten, weißen Wolldecke, die auf dem unteren Ende des Plumeaus lag. Außerdem gab es einen kleinen Schreibtisch; der dazugehörige Stuhl war ordentlich daruntergeschoben. Der Raum hatte Dachschrägen, die jedoch an ihrem höchsten Punkt nicht spitz zuliefen. Stattdessen war der Giebel flach sowie breit genug für ein quadratisches Oberlicht, das ebenfalls durch eine Jalousie bedeckt wurde – eine kleine, quadratische, horizontal angebrachte Jalousie, garantiert eine Spezialanfertigung. Giebel, Jalousie, Oberlicht: Alles passte so perfekt zueinander, dass ich mich dabei ertappte, wie ich einen Moment lang stumm dort hinaufstarrte. Als wäre ausgerechnet und merkwürdigerweise der Anblick dieses Ensembles das Merkwürdigste, das mir an diesem merkwürdigen Tag widerfuhr.

»Du hast natürlich ein eigenes Badezimmer.« Jamie lief um mich herum; *Tapptapptapp* – ein sehr leises *Tapp* – machten seine Füße auf dem Teppichboden, auf dem selbstverständlich kein einziger Fleck zu entdecken war. Im Gegenteil, das ganze Zimmer, nein, das gesamte Haus roch nach

Farbe und neuem Teppich. Wann sie wohl eingezogen waren? Vor einem Monat? Einem halben Jahr? »Hinter dieser Tür. Von da geht es auch in eine Kammer mit eingebautem Wandschrank. Bisschen ungewöhnlich, der Grundriss, stimmt. Aber unser Schlafbereich ist genauso eingerichtet. Als wir das Haus gebaut haben, behauptete Cora steif und fest, auf die Weise würde sie schneller fertig. Eine Theorie, die sich erst noch bestätigen muss, wenn ich das so sagen darf.«

Er lächelte mich an. Ich zwang mich, sein Lächeln zu erwidern. Wer war dieses sonderbare Wesen, mein Schwager in seinem Mountainbike-Funktionsshirt, Jeans und schicken, teuren Turnschuhen, der in dem offenkundigen Bemühen herumwitzelte, die Atmosphäre aufzulockern? Eine extrem angespannte Situation ein wenig zu entkrampfen? Ich hatte keinen Schimmer, wusste bloß eins: Niemals hätte ich gedacht, dass sich meine Schwester mit so jemandem zusammentun würde. Meine steife Schwester, die grundsätzlich so wirkte, als hätte sie einen Stock verschluckt, und nicht einmal einen höflichen Ansatz machte, über Jamies leicht bemühte Scherze zu lachen. Während ich es zumindest versuchte.

Aber Cora doch nicht. Sie war in der Tür stehen geblieben, eher draußen als drinnen, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie trug einen ärmellosen Pulli – im Haus war es nicht nur gemütlich warm, sondern fast zu heiß, und das im Oktober –, sodass ich ihre durchtrainierten Muskeln deutlich sehen konnte, Bizeps, Trizeps, die sich in einem fortwährenden Spannungszustand befanden, und das seit dem Augenblick, da sie vor zwei Stunden den Besucherraum von *Poplar House* betreten hatte. Von Anfang an hatte hauptsächlich Jamie das Reden übernommen, sowohl mit Shayna,

der Leiterin von *Poplar House*, als auch mit mir. Während Cora still blieb, stumm. Doch ab und zu spürte ich ihren Blick auf mir, fest, unverwandt, als wollte sie mein Gesicht auswendig lernen. Oder vielleicht auch bloß herausfinden, ob sie irgendetwas von mir und an mir wiedererkannte.

Cora hat also jetzt einen Ehemann, hatte ich gedacht und die beiden eingehend betrachtet, während sie einander gegenüber saßen und Shayna mit allen möglichen Unterlagen zwischen uns herumfuhrwerkte. Wie sie wohl geheiratet hatten? Aufwendig, in Weiß, mit allem Drum und Dran? Oder waren sie durchgebrannt, nachdem sie damit herausgerückt war, dass sie keine nennenswerte Familie hatte? Ich war mir ziemlich sicher, dass sie sich am liebsten so darstellte, als sei sie total eigenständig und auf sich allein gestellt – als wäre sie einfach so, aus dem Nichts, auf die Welt gekommen und groß geworden, ohne jegliche Bindungen oder Verpflichtungen, niemandem gegenüber.

»Falls es dir zu warm oder zu kalt ist: Der Thermostat ist draußen auf dem Flur«, erklärte Jamie gerade. »Von mir aus kann es gern ein bisschen kühler sein, aber deine Schwester mag es nun einmal tropisch heiß. Selbst wenn du die Heizung runterdrehst, führt das bloß unweigerlich dazu, dass Cor sie wieder hochstellt.«

Er lächelte erneut. Ich ebenfalls. Mann, war das anstrengend. Ich spürte, wie Cora auf ihrem Wachposten im Türrahmen sich bewegte. Doch sie schwieg. Immer noch. Weiterhin.

»Ach ja, jetzt« – Jamie klatschte unvermittelt in die Hände – »hätte ich beinahe das Beste vergessen.« Er ging zu dem mittleren unteren Fenster, griff hinter die Jalousie. Erst als er wieder zurücktrat, kapierte ich, dass es sich bei dem Fenster in Wirklichkeit um eine Tür handelte. Ich roch



kalte Luft, die von draußen hereindrang. »Komm, das musst du sehen.«

Ich verkniff mir den Impuls, mich noch einmal zu Cora umzudrehen, während ich einen Schritt nach dem anderen machte, hinter Jamie her. Meine Füße versanken in dem dicken, weichen Teppich. Ich folgte ihm hinaus auf einen kleinen Balkon. Er stand bereits am Geländer; ich stellte mich neben ihn. Gemeinsam blickten wir in den Garten. Als ich ihn vorhin zum ersten Mal gesehen hatte, unten, durchs Küchenfenster, waren mir nur die Dinge aufgefallen, die es in jedem Garten gibt: Gras, ein Schuppen, die große Terrasse mit dem großen Grill in der Ecke. Doch jetzt bemerkte ich auf einmal die Findlinge, große Felsbrocken, die malerisch auf der Wiese lagen, und zwar nicht einfach so, sondern in einem sorgfältigen Oval. Wieder kam mir Stonehenge in den Sinn. Komisch, wie diese reichen Typen tickten. Waren die auf Druiden fixiert oder was?

»Das wird einmal ein Teich«, verkündete Jamie, als hätte ich meine letzten Gedanken laut ausgesprochen.

»Ein Teich?«, fragte ich nach.

»Ein Biotop«, erwiderte er. »Zehn mal sieben Meter, nur Naturmaterialien, inklusive Wasserfall. Und Fischen. Cool, oder?«

Erwartungsvoll ruhte sein Blick auf mir. »Ja«, antwortete ich, braver Gast, der ich war. »Klingt gut.«

Er lachte. »Hast du das gehört, Cor? Endlich jemand, der mich deswegen nicht gleich für verrückt erklärt.«

Ich warf noch einen Blick auf das Felsenoval, bevor ich mich zu meiner Schwester umwandte. Sie war mittlerweile ins Zimmer gekommen, allerdings nur knapp bis zur Mitte des Raums, und hielt nach wie vor die Arme vor der Brust verschränkt, während sie stumm dastand und uns beobach-

tete. Einen Moment lang begegneten sich unsere Blicke. Wie um alles in der Welt war ich hier gelandet? Keine von uns beiden wollte, dass ich hier war, an diesem Ort. Trotzdem war ich da. Dann öffnete sie den Mund, zum allerersten Mal, seit wir vor dem Haus vorgefahren waren und alles – was auch immer das war – angefangen hatte.

»Es ist kalt«, meinte Cora. »Kommt bitte wieder rein.«

\* \* \*

Bis zu dem Augenblick heute Mittag um eins, als sie erschienen war, um mich abzuholen, hatte ich meine Schwester zehn Jahre nicht gesehen. Nicht gewusst, wo sie wohnte, was sie trieb, nicht einmal, wer sie war. Es war mir auch egal. Früher hatte Cora in meinem Leben eine Rolle gespielt, gehörte fest dazu, doch das war vorbei, schlicht und einfach vorbei. Jedenfalls glaubte ich das. Bis an einem ganz gewöhnlichen Dienstag die Honeycutts bei uns aufkreuzten. Und sich mit einem Schlag alles veränderte.

Den Honeycutts gehörte das kleine gelbe Bauernhaus, in dem meine Mutter und ich zu dem Zeitpunkt seit etwa einem Jahr lebten. Davor hatten wir in einem winzigen Apartment in den *Lakeview Chalets* direkt hinter dem Einkaufszentrum gewohnt, einer ziemlich runtergekommenen Gegend, wo wir uns das einzige Schlafzimmer teilten. Die gesamte Wohnung hatte nur ein Fenster, von dem aus man einen Wahnsinnspanoramablick auf den Hintereingang eines Fast-Food-Restaurants hatte; dort saß eigentlich immer jemand vom Personal mit Küchenhaube oder Haarnetz auf einem umgedrehten Wasserkasten und rauchte. An einer Seite des Wohnkomplexes war ein Bach, der nicht weiter auffiel, außer es regnete. Dann stieg er sofort über seine nicht existenten Ufer und überschwemmte alles in Reich-

weite, was mindestens zwei- oder dreimal im Jahr passierte. Vom Wasser selbst bekamen wir zum Glück nichts ab, weil wir im obersten Stockwerk wohnten. Doch der Geruch nach Schimmel und Stockflecken aus den unteren Etagen durchdrang alles; außerdem wollte man gar nicht so genau wissen, was sich im Lauf der Zeit an Feuchtigkeit und Moder in den Mauern angesammelt hatte. Kein Wunder, dass ich geschlagene zwei Jahre lang permanent erkältet war. Und als wir schließlich in das gelbe Haus zogen, fiel mir als Erstes auf: Hier kann ich atmen . . .

Doch das war nicht der einzige Unterschied. Zum Beispiel war es eben ein *Haus*, kein Apartment in irgendeinem Wohnblock oder eine Absteige über jemandes Garage. Ich war daran gewöhnt, Nachbargeräusche durch Wände zu hören, doch das gelbe Haus stand frei, mitten auf einer riesigen Wiese, flankiert von zwei Eichen. Links davon befand sich zwar ein weiteres Haus, von dem man jedoch nur das Dach hinter den Baumwipfeln sah. Im Prinzip waren wir allein. Und genau das gefiel uns daran.

Meine Mutter war kein Menschen-Mensch. Klar, in bestimmten Situationen – wenn man ihr ihre Fassade abkaufte – konnte sie geradezu reizend sein. Und wenn man sie im Umkreis eines Kerls absetzte (zweihundert Meter, höchstens), der sie wie Dreck behandelte, sobald sie sich näherte, würde sie ihn zielsicher aufspüren, ihm schöne Augen machen und wäre nicht mehr zu bremsen. Sofern man nicht wie ein Luchs aufpasste. Ich weiß es, ich hab's versucht. Vergeblich. Aber mit einem Großteil ihrer Mitmenschen (Kassierer, Vertreter der Schulverwaltung, Chefs, Exfreunde) kommunizierte sie nur, sofern unbedingt notwendig, und das auch bloß höchst widerwillig.

Sie konnte von Glück sagen, dass sie mich hatte. Ich war

ihr Puffer gewesen, seit ich denken konnte. Ihre Vermittlerin, meiner Mutter Botschafterin für den Rest der Welt. Wenn sie Cola light brauchte, aber einen zu gewaltigen Kater hatte, um selbst in den Laden zu gehen, oder wenn sie merkte, dass ein erboster Nachbar auf sie zustürmte, um sich darüber zu beschweren, was für einen Krach sie letzte Nacht gemacht hatte, *schon wieder*, oder wenn Zeugen Jehovas vor unserer Wohnungstür auftauchten – es lief immer gleich ab. »Ruby«, sagte sie dann mit ihrer müden Stimme, wobei sie entweder ihr Glas oder die flache Hand gegen die Stirn presste, »redest du bitte mit den Leuten?«

Und ich redete mit den Leuten. Schwatzte mit der Kassiererin, während sie mein Wechselgeld zusammensuchte; nickte höflich, wenn der Nachbar wieder einmal damit drohte, sich bei der Hausverwaltung zu beschweren; ignorierte die Pamphlete, die mir eifrig entgegengestreckt wurden, und schlug den Zeugen Jehovas die Tür vor der Nase zu. Ich stand in ihrer Verteidigungslinie an vorderster Front, hatte stets eine Erklärung, Entschuldigung oder kreative Ausrede parat. »Sie ist gerade bei der Bank«, behauptete ich beispielsweise dem Vermieter gegenüber, obwohl sie schnarchend auf dem Sofa im Wohnzimmer lag – und die Tür sogar nur angelehnt war. »Sie steht draußen und unterhält sich mit einem Lieferanten«, erklärte ich ihrem Chef, damit er mir ihre Tasche nach Feierabend aushändigte; dabei trieb sie sich im Verladebereich der Lagerhalle herum, sog gierig den Rauch der Zigarette ein, nach der sie sich schon den ganzen Tag gesehnt hatte, und wartete darauf, dass ihre Hände zu zittern aufhörten. Und schließlich die größte Lüge von allen: »Natürlich wohnt sie noch hier. Sie arbeitet nur sehr viel.« Die ich auch dem Polizisten erzählte, der mich daheim abgefangen hatte, nachdem man mich aus der vierten Unter-

richtsstunde geholt und nach Hause geschickt hatte; wobei in dem Fall auch die raffinierteste Ausrede der Welt nichts mehr genützt hätte. Aber obwohl ich mit den Leuten genau so redete, wie meine Mutter es stets von mir erwartet hatte, hörten sie mir gar nicht zu.

An jenem Tag jedoch, als meine Mutter und ich zum ersten Mal vor dem gelben Haus vorfuhrten, war noch alles in Ordnung gewesen. Klar, beim Auszug aus unserer bisherigen Wohnung hatte sich das übliche Drama abgespielt: Wir lagen mit der Miete in beträchtlichem Rückstand, weshalb der Hausmeister uns mit Argusaugen beobachtete, sodass wir unseren Kram nicht auf einmal, sondern über mehrere Tage hinweg ins Auto packen mussten, möglichst unauffällig; das heißt, wir nahmen immer nur ein paar Sachen mit, wenn wir sowieso zum Supermarkt oder zur Arbeit fuhren. Daran hatte ich mich im Laufe der Zeit ebenso gewöhnt wie an die Tatsache, dass wir so gut wie nie Telefon hatten, und wenn, dann unter falschem Namen. Ähnliches galt für meine Anmeldungen bei den diversen Schulen, die ich in meinem kurzen Leben besucht hatte; meine Mutter trug eigentlich grundsätzlich eine falsche Adresse ein, da sie der Überzeugung war, sonst würden uns ehemalige Vermieter oder andere, denen sie Geld schuldete, auf diesem Weg aufspüren können. Lange Zeit dachte ich, das wäre normal, jeder Mensch würde so leben. Und als ich alt genug war, um zu kapieren, dass es sich anders verhielt, war mir das Mogeln bereits so in Fleisch und Blut übergegangen, dass mir alles andere komisch vorgekommen wäre.

Innen war das gelbe Haus ein bisschen schräg. Die Küche war der größte Raum und alles stand an einer Seite aufgereiht nebeneinander: Schränke, Regale, Elektrogeräte. Vor einer anderen Wand war eine riesige Gasheizung mon-

tiert, die sich an kalten Tagen redlich abmühte, im gesamten Haus Wärme zu verbreiten; vielleicht erwachte sie deshalb immer mit einem so schweren Seufzer zum Leben. Das einzige Bad erreichte man nur über die Küche. Meine Mutter vermutete daher, dass es nachträglich angebaut worden war und es vorher wahrscheinlich nur ein Plumpsklo auf dem Hof gegeben hatte, denn der Raum klebte wie eine Schuhschachtel am Rest des Gebäudes und die Außenwände waren nie wärmeisoliert worden. Deshalb konnte es da drinnen ganz schön kalt sein, bis man das heiße Wasser weit und lang genug aufgedreht hatte und der Dampf die Rolle der Heizung übernahm. Das ziemlich kleine Wohnzimmer war mit dunklem Holz vertäfelt. Selbst am helllichten Tag sah man dort die Hand vor Augen nur, wenn man Licht machte. Meiner Mutter war das Halbdunkel natürlich nur mehr als recht, im Gegenteil, meistens zog sie sogar noch die Gardinen vor. Wenn ich heimkam, fläzte sie normalerweise im Wohnzimmer auf dem Sofa; eine Zigarette hing locker zwischen ihren Fingern, das Flackern des Fernsehers spiegelte sich in kleinen Lichtblitzen auf ihrem Gesicht wider. Selbst wenn draußen die Sonne schien und die ganze Welt in helles Licht getaucht war, herrschte bei uns stockfinstere Nacht – die Lieblingstageszeit meiner Mutter.

In unserem ehemaligen Apartment, welches ja bloß ein Schlafzimmer gehabt hatte, wurde ich nicht selten mitten in der Nacht durch ein Flüstern dicht an meinem Ohr aus dem Tiefschlaf gerissen: Meine Mutter bat mich, bitte aufs Sofa im Wohnzimmer umzuziehen, in Ordnung, Schatz? Während ich ihrer Aufforderung schlaftrunken und leicht durcheinander folgte, bemühte ich mich, gar nicht so genau mitzukriegen, wer hinter ihr ins Schlafzimmer schlüpfte. In dem gelben Haus bekam ich jedoch endlich ein eigenes Zim-

mer. Es war klein, hatte bloß ein Fenster, ähnlich dunkle Wände wie das Wohnzimmer, einen winzigen Schrank sowie orangefarbenen Teppichboden – *aber* eine Tür, die ich hinter mir schließen konnte. Und es gehörte mir, mir ganz allein. Was mir das Gefühl gab, dass wir länger als ein paar Monate bleiben würden, dass in diesem Haus alles besser werden würde. Am Ende stellte sich allerdings heraus, dass nur eins von beidem zutraf.

Die Honeycutts lernte ich drei Tage nachdem wir eingezogen waren, kennen, am frühen Nachmittag, kurz bevor wir zur Arbeit aufbrechen wollten. Plötzlich kam ein grüner Kleinlaster die Auffahrt hoch. Ein Mann saß am Steuer, eine Frau neben ihm auf dem Beifahrersitz.

»Mama«, verkündete ich. Meine Mutter war in ihrem Zimmer und zog sich gerade um. »Da kommt jemand.«

Statt einer Antwort vernahm ich ein gereiztes Stöhnen. Kurz bevor sie zur Arbeit musste, war meine Mutter immer am miesesten drauf, quengelig wie ein kleines Kind. »Wer denn?«

»Keine Ahnung«, rief ich zurück und beobachtete dabei, wie sich das Paar – er in Jeans und Jeanshemd, sie in Bundfaltenhose und einem gemusterten Top – dem Haus unaufhaltsam näherte. »Aber sie werden jeden Moment klingeln.«

Erneutes Stöhnen. »Sprichst du mit ihnen, Ruby?«

Das Erste, was mir an den Honeycutts auffiel, war ihre spontane Herzlichkeit. Womit sie ebenso spontan zu der Sorte Menschen gehörten, die meine Mutter nicht ausstehen konnte. Als ich die Tür öffnete, strahlten sie bereits, und kaum erblickten sie mich, strahlten sie gleich noch ein wenig mehr.

»Sieh sich einer dieses Mädchen an!«, rief die Frau, als hätte ich bereits durch die Tatsache, dass ich existierte, eine

einmalige Leistung vollbracht. Winzig, wie sie war, und mit ihren weißen Löckchen, die ihr Gesicht wie ein Heiligenschein umrahmten, sah sie aus wie ein Kobold in niedlich – wie eines dieser Kitschfigürchen, die sich manche Menschen ins Regal stellen. »Hallöööchen!«

Ich nickte. Meine Standardreaktion auf alles und jeden, der bei uns klingelte. Denn ich hatte die Erfahrung gemacht, dass überflüssige Worte die Leute bloß zu wer weiß was ermunterten. »Wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich daher so knapp wie möglich.

Der Mann blinzelte leicht verwirrt. Streckte mir die Hand entgegen. »Ronnie Honeycutt«, sagte er. »Das ist Alice, meine Frau. Und du bist ...?«

Ich warf einen Blick über die Schulter, zum Zimmer meiner Mutter. Normalerweise machte sie beim Umziehen ziemlich viel Getöse – murmelnde Selbstgespräche, auffliegende Schranktüren, krachend zugeschobene Schubladen –, doch momentan herrschte Totenstille. Klar, was sonst? Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf das Paar vor mir und beschloss, dass sie zwar keine Zeugen Jehovas waren, aber definitiv irgendetwas verkaufen wollten. »Tut mir leid«, sagte ich und begann bereits, energisch die Tür zu schließen, in einer jahrelang eingeübten, routinierten Bewegung, »aber wir haben kein –«

»Keine Angst, mein Schatz«, meinte Alice und fügte als Erklärung für ihren Mann hinzu: »Das bringen sie den Kindern in der Schule heutzutage bei: Vorsicht bei Fremden an der Haustür.«

»Wieso Fremde?«, meinte Ronnie.

»Wir sind eure Vermieter«, sagte Alice prompt. »Wollten nur vorbeischaun und fragen, ob mit dem Umzug alles geklappt hat und ihr euch schon ein wenig eingelebt habt.«



Vermieter, dachte ich. Also schlimmer als Zeugen Jehovas. Instinktiv schloss ich die Tür noch ein wenig mehr und stemmte meinen Fuß von innen dagegen. »Alles okay, uns geht es gut.«

»Ist deine Mutter da?«, fragte Ronnie. Alice beugte sich leicht vor, um an mir vorbei einen Blick Richtung Küche werfen zu können.

Ich imitierte ihre Bewegung spiegelverkehrt, um sie genau daran zu hindern. Erst dann antwortete ich: »Also, sie ist gerade –«

»Hier«, hörte ich meine Mutter sagen. Ich drehte mich um. Sie kam durchs Wohnzimmer auf uns zu, wobei sie ihr Haar mit einer Hand zurückstrich. Sie trug Jeans, Stiefel, ein weißes Tanktop – ich muss zugeben, angesichts der Tatsache, dass sie erst vor zwanzig Minuten aufgestanden war, sah sie ziemlich gut aus. Meine Mutter hatte früher als echte Schönheit gegolten, und manchmal konnte man noch einen Blick auf das Mädchen erhaschen, das sie gewesen war: Falls das Licht stimmte oder sie ausnahmsweise eine Nacht richtig gut und lang geschlafen hatte. Oder auch, wenn man, wie ich beispielsweise, sich sehnsüchtig und etwas wehmütig darum *bemühte*, es zu sehen.

Sie lächelte mich an, stellte sich neben mich in den Türrahmen, legte wie selbstverständlich den linken Arm um mich und hielt den beiden grüßend ihre rechte Hand hin. »Ruby Cooper«, stellte sie sich vor. »Das ist meine Tochter. Sie heißt ebenfalls Ruby.«

»Wie schön!«, trällerte Alice Honeycutt. »Und sie heißt nicht bloß so wie Sie, sie sieht auch genauso aus.«

»Ja, das sagen alle«, antwortete meine Mutter. Ich spürte ihre Hand an meinem Hinterkopf, denn sie strich mir übers Haar. Rot, wie ihres, die Haarfarbe hatten wir tatsächlich

gemeinsam, auch wenn sich durch ihr Rot mittlerweile verfrühte graue Strähnen zogen. Außerdem hatten wir die gleiche blasse Haut – Fluch oder Segen aller Rothaarigen, je nachdem, wie man es sieht – und den gleichen Körperbau: groß, schlank, drahtig. Angeblich sahen wir uns aus der Ferne zum Verwechseln ähnlich, und obwohl ich wusste, dass das als Kompliment gemeint war, fasste ich es nicht automatisch als solches auf.

Ich wusste außerdem, dass die unvermittelte, liebevolle Geste meiner Mutter, dieses Übers-Haar-Streichen, bloß Show war, um vor den Vermietern als nett und liebenswürdig dazustehen, als harmonische Familie; man konnte schließlich nicht wissen, wofür sich so ein Image – wenn es darum ging, Zeit oder Geld rauszuschinden – noch als nützlich erweisen würde. Gleichzeitig nahm ich wahr, wie leicht es mir trotz dieses Wissens fiel, darauf einzusteigen, mich an sie zu schmiegen, meinen Kopf anzulehnen. Als hätte ein Teil von mir, den ich nicht unter Kontrolle hatte, unterbewusst schon immer auf diese Chance gewartet.

»Wir machen das eigentlich immer so bei neuen Mietern: kurz vorbeischaun und sehen, wie's so geht«, sagte Ronnie gerade; meine Mutter zwirbelte lässig eine meiner Haarsträhnen um ihren Finger. »Die Agentur erledigt den gesamten Papierkram, das ist zwar richtig, aber wir begrüßen die Leute schon gern persönlich.«

»Wie nett von Ihnen«, antwortete meine Mutter. Sie ließ mein Haar los und ihre Hand auf die Türklinke sinken, scheinbar so beiläufig, als wäre es ihr nicht einmal bewusst, genauso wenig wie die ein, zwei Zentimeter, welche sie die Tür durch diese Bewegung weiter zuschob, sodass der Raum zwischen ihnen und uns noch schmaler wurde. »Aber wie Ruby bereits sagte, muss ich gleich los zur Arbeit, deshalb –«

»Selbstverständlich«, fiel Alice ihr ins Wort. »Kein Problem. Aber Sie lassen es uns wissen, wenn Sie irgendetwas brauchen, nicht wahr? Wir sind sofort zur Stelle. Ronnie, gib Ruby unsere Nummer.«

Zu dritt sahen wir zu, wie er Zettel und Stift aus der Hemdtasche kramte und bedächtig die Zahlen notierte. »Bitte schön«, meinte er, als er meiner Mutter den Zettel schließlich reichte. »Sie können uns jederzeit anrufen.«

»Mach ich«, antwortete meine Mutter. »Vielen Dank.«

Nach dem Austausch einiger weiterer Höflichkeiten verzogen sich die Honeycutts endlich von unserer Veranda; beim Weggehen legte er beschützend den Arm um ihre Schultern. Öffnete ihr die Wagentür, wartete, bis sie sicher eingestiegen war, schloss die Tür hinter ihr und setzte sich erst dann auf seinen Platz am Steuer. Mehr als vorsichtig fuhr er die Ausfahrt hinunter. Ich zählte mit, während er wendete: Er manövrierte acht Mal hin und her, damit die Autoreifen den Rasen nur ja nicht berührten.

Meine Mutter stand zu dem Zeitpunkt allerdings längst nicht mehr neben mir, sondern hatte sich wieder in ihr Zimmer verzogen und den Zettel mit der Telefonnummer unterwegs in einem Aschenbecher entsorgt. »Von wegen persönlich begrüßen, pah!« Energisches Schranktürkrachen. »Die wollten uns bloß kontrollieren. Ich kenne die Sorte. Haben nichts Besseres zu tun, als ihre Nase überall reinzustecken.«

Sie hatte natürlich recht. Die Honeycutts kamen eigentlich ständig unangekündigt vorbei, angeblich, weil sie irgendetwas im Garten erledigen mussten: den Wasserschlauch ersetzen, den wir ohnehin nicht benutzten, die Kreppmyrte beschneiden, ein Vogelbad aufbauen ... Sie tauchten so häufig auf, dass ich das charakteristische Geräusch ihres Auspuffs bereits hörte, wenn sie unten an der Straße in die

Zufahrt zum Haus einbogen. Was meine Mutter betraf: Für sie hatte sich jeglicher Anflug von Höflich- und Nettigkeit mit jener ersten Begegnung erledigt. Sie ging nie mehr an die Tür, wenn die Honeycutts klingelten (was sie allerdings nicht jedes Mal taten). Zuckte nicht einmal zusammen, wenn Alices Gesicht – weiß und geisterhaft wegen des hellen Lichts, welches hinter ihr hereindrang – unvermittelt in dem kleinen Spalt am Fenster erschien, den die Gardine nicht bedeckte. Denn Alice fand offenbar nichts dabei, ungeniert ins Hausinnere zu spähen. Es zumindest zu versuchen.

Weil die Honeycutts meine Mutter immer nur so selten zu Gesicht bekamen, dauerte es fast zwei Monate, bis sie realisierten, dass sie weg war. Im Gegenteil: Wenn der Trockner nicht seinen Geist aufgegeben hätte, hätten sie es vielleicht nie herausgefunden – wenigstens bildete ich mir das ein – und ich hätte bis zum Schluss in dem gelben Haus bleiben können. Klar, mit der Miete war ich im Rückstand und der Strom wäre auch bald abgeschaltet worden. Aber irgendwie hätte ich das schon geregelt bekommen, wie auch alles andere. Tatsache war, dass ich allein gut zurechtkam oder zumindest genauso gut wie mit meiner Mutter zusammen. Was nicht viel heißt, weiß ich. Trotzdem war ich auf eine gewisse, seltsame Weise stolz auf mich. Als hätte ich endlich bewiesen, dass ich sie auch nicht brauchte.

Jedenfalls gab der Trockner eines späten Abends im Oktober mit einem Knall seinen Geist auf, und ziemlich verbrannt roch es auch. Ich wärmte mir gerade ein Fertiggericht (Makkaroni mit Käse) in der Mikrowelle auf. Mir blieb nichts anderes übrig, als vor dem Heizöfchen in der Küche, das ich benutzte, seit das Gas alle war, eine Wäscheleine zu spannen, alles aufzuhängen – Jeans, T-Shirts, Socken – und aufs Beste zu hoffen. Doch am nächsten Morgen war fast